

„Die Gefahr des Erfolgs ist die Gewöhnung daran“

Von Ulf Poschardt | Veröffentlicht am 02.07.2016 | Lesedauer: 7 Minuten

Der Künstler Anselm Reyle hat sich auf dem Höhepunkt des Ruhms aus dem Kunstbetrieb zurückgezogen. Warum er Auszeiten für den Gewinn hält und die Industriekeramik der 70er Jahre seine Inspiration ist.

Anselm Reyle hat etwas sehr Ungewöhnliches getan. 2014, auf dem Höhepunkt des Ruhms, gefeiert in den großen Museen, gejagt von wohlhabenden Sammlern, verehrt von jungen Kunststudenten, erklärte er, sich aus dem Kunstbetrieb zurückzuziehen. Selbst diejenigen, die ihn ganz gut kannten, waren überrascht.

Der gebürtige Tübinger Reyle hatte sich auch in Zeiten des Hypes nicht verändert. Zurückhaltend, leise führte er Besucher durch seine Studios im Osten Berlins, direkt an der Spree. Anders als der gerne auch größtenwahnsinnige Künstler, der stets Genie sein muss und will, blieb Reyle ein stets selbstkritischer, akribischer Arbeiter.

Wirklich euphorisch wurde er bei der Tour durch sein wirklich beeindruckend elegantes und ausgreifendes Studio, als sein junges Team die Pasta für das gemeinsame Essen auf der Terrasse mit dem Blick auf das Wasser servierte. Wie ein schwäbischer Mittelständler wollte er, dass es seinen Leuten gut geht. Und das waren in Spitzenzeiten ein paar Dutzend, die Ausstellungen vorbereiteten, die Produktion betreuten und die Machbarkeit der neuen Ideen von Reyle prüften.

Dann kam der Bruch, und Anfang des Jahres ziemlich überraschend die Nachricht, dass Reyle in den Kunstbetrieb zurückkehren werde: als Schöpfer von riesigen Keramiken. Die Ausstellungseröffnung bei [CFA \(http://www.cfa-berlin.de/\)](http://www.cfa-berlin.de/) in Charlottenburg war ein Erfolg. Die Straße in der Nähe des sonst eher beschaulich eleganten Savignyplatzes war mit jungem, neugierigem Kunstvolk zugestaut, in der Galerie wurde gedrängelt und beim Abendessen über dem „Borchardt“ in Berlins Mitte war das Staunen über diesen ungewöhnlichen Neuanfang in vielen Gesprächen bis tief in die Nacht hinein ein Thema.

Reyle saß neben einem taufrischen Shootingstar der Kunstwelt, Christian Rosa. Während Rosa gerne und heiter den Popstar gab, blieb der 46-Jährige seiner Bescheidenheit treu. Er freute sich über jedes Kompliment, als wäre es das erste. Das Interview entstand als E-Mail-Pingpong.

Die Welt: Wann merkt ein Künstler, dass er erfolgreich ist?

Anselm Reyle: Wenn viele Leute, die man nicht kennt, etwas von einem wollen.

Die Welt: Wann haben Sie das bei sich gemerkt?

Reyle: 2006 war das der Fall. Da überschlugen sich die Ereignisse. Man kann es wohl als internationalen Durchbruch bezeichnen. Von außen betrachtet war der Erfolg vielleicht aber auch schon vorher da. 2000 – drei Jahre nach meinem Studium – hatte ich die erste Galerieausstellung und dann auch sehr bald internationale Ausstellungsbeteiligungen. Ab 2003 konnte ich von meiner Kunst leben. Mir kam die Zeit bis dahin jedoch ziemlich lange vor.

Die Welt: Wie lange hat Sie das berauscht?

Reyle: Besonders berauschend fand ich diese Erfahrung eigentlich nicht. Außer vielleicht im Hinblick auf meine Arbeitsweise, in der ich eine gewisse Geschwindigkeit entwickeln konnte, die meine Arbeit auch geprägt hat. Die Dynamik, das Serielle wurde konzeptueller Bestandteil meiner Arbeit.

Die Welt: Was ist hilfreich am Erfolg?

Reyle: Man kann vieles parallel machen, indem man Arbeitsschritte abgibt. Ich habe meine Atelierstruktur zusammen mit einem Team aufgebaut. Das war sehr spannend. Dadurch, dass die Malerei zum Teil von Assistenten ausgeführt wird, kann ich meinen Bildern mit einer größeren Distanz und einem in gewisser Weise objektiveren Blick begegnen. Durch das vorherige Planen der Bilder wurde die Malerei konzeptueller.

Die Welt: Was ist die Gefahr des Erfolges?

Reyle: Die Gefahr ist, dass man sich schnell daran gewöhnt, die äußeren Gegebenheiten sich aber auch wieder ändern können.

Die Welt: Wann haben Sie gespürt, dass Sie jetzt etwas anders machen müssen?

Reyle: Im Jahr 2008 mit der Wirtschaftskrise.

Die Welt: Wie lange haben Sie mit sich gerungen?

Reyle: Ich konnte gar nicht lange mit mir ringen, sondern musste ziemlich schnell lernen, betriebswirtschaftlich zu denken und zu handeln.

Die Welt: Wie befreit fühlte es sich an, als Sie gesagt haben, ich mache – allem Ruhm zum Trotz – jetzt einen Cut?

Reyle: In der Zeit bis zu meiner Pause konnte ich mit meinem Atelierteam zahlreiche größere Galerie- und Institutionsausstellungen mit technisch teils sehr aufwendigen Arbeiten und Installationen realisieren. Nach einiger Zeit entstand jedoch mehr und mehr der Wunsch, auch wieder ohne diese

große Struktur Kunst machen zu können. Im Gespräch mit einem Freund kam ich dann darauf, erst mal eine Pause einzulegen. Das hat sich schon sehr befreiend angefühlt.

Die Welt: Helmut Lang hat auf der Höhe seines Ruhms als Modedesigner aufgehört. Ist das ein interessantes Beispiel?

Reyle: Das wusste ich gar nicht. Trotz meiner Erfahrungen in dieser Branche kenne ich mich wenig aus in der Modewelt.

Die Welt: Haben Sie ein anderes?

Reyle: Marcel Duchamp ist sicher ein gutes Beispiel, was Produktions- bzw. Schaffenspausen angeht. Er hat das Nichtstun immer wieder thematisiert und stilisiert. Das ist Teil seiner Arbeit.

Die Welt: Wie war das Sabbatical für Sie?

Reyle: Ich habe mir bewusst keinen Zeitrahmen für meine Auszeit gesetzt. Das wäre mir sonst zu vorhersehbar gewesen. So konnte ich nach und nach zur Ruhe kommen, Ideen und Skizzen aus den letzten Jahren und auch meinen eigenen Bestand durchgehen. Irgendwann hatte ich Lust darauf, wieder etwas Neues zu machen.

Die Welt: Ihre neuen Arbeiten sind Keramiken, die gerade in Berlin ausgestellt wurden. Wie kam es dazu?

Reyle: Seit Längerem schon sammle ich diese Vasen aus den 70ern, die unter dem Begriff „Fat Lava“ zusammengefasst werden. Die Bezeichnung kommt daher, dass die Glasur während des Brennens teilweise aufkocht, wodurch Luftblasen entstehen, weshalb die Oberfläche an erstarnte Lava erinnert. Ursprünglich war das ein Produktionsfehler. Diese Vasen gibt es auf Flohmärkten oder auf Ebay.

Es handelt sich um Industriekeramik, die in Gussformen produziert und anschließend sehr farbig glasiert wird. Signalrot und Cadmiumorange kommen beispielsweise häufig vor. Die Vasen werden allgemein als geschmacklos bezeichnet – wie vieles, was mich fasziniert. Meine gesamte Arbeit basiert auf Vorgefundenem, was ich in transformierter Form, Materialität, Oberfläche und oftmals auch Größe wiedergebe. Auch bei den Vasen war die Grundidee, die spezifischen Merkmale herauszufiltern und sie in skulpturaler Größe erscheinen zu lassen.

Die Welt: Wie war das an der Töpferscheibe?

Reyle: Ich selbst habe die Vasen nicht gedreht. Dazu würde bei diesen Größen selbst eine dreijährige Töpferlehre nicht mal annähernd reichen. Wie bei vielen meiner bisherigen Skulpturen habe ich erst

einmal einige Zeit damit verbracht, Entwürfe zu machen und Personen/Produzenten zu finden, die für die Realisierung überhaupt in Frage kommen. Das war nicht so einfach. Anhand der entstandenen Visualisierungen wurden die Vasen dann von verschiedenen Keramikern geformt. Ich habe anschließend vor dem Brennen die Oberflächen bearbeitet und Risse in die Objekte geschnitten, also bewusst Fehler gesetzt – vergleichbar vielleicht mit dem Klecks bei einigen meiner Bilder. Die Glasuren habe ich zusammen mit den Keramikern entwickelt und aufgetragen.

Die Welt: War das auch ein ironischer Hinweis an den Aussteiger, der gerne töpfer?

Reyle: Ja schon, es ist natürlich ein solches Klischee, das zu meiner Situation passt.

Die Welt: Auf der Vernissage habe ich mit einem Sammler gesprochen, der mir erklärt hat, jetzt fängt Anselm mit so was an und ist gleich so gut, als hätte er das immer gemacht. Freut Sie das?

Reyle: Ja klar, es zeigt sicherlich auch, an welchem Standard ich mich durch meine bisher entstandenen Arbeiten zu orientieren habe. Letztendlich geht es darum, Kunst zu machen. Eine rein technisch perfekte Ausführung ist nicht genug. Nach meiner Ansicht hat Kunst immer auch etwas Unerklärliches, sonst ist sie keine. In der Entstehung ist das Ergebnis deshalb auch nicht gänzlich vorhersehbar.

Die Welt: Sie hatten ein riesiges Studio mit vielen Mitarbeitern. Wie sieht jetzt Ihr Betrieb aus?

Reyle: Der Atelierbetrieb ist jetzt wesentlich kleiner, wir sind im Schnitt so um die fünf Personen. Auf diesem Stand lässt es sich gut arbeiten. Und ein bis zwei Tage die Woche bin ich alleine im Atelier. Das ist übrigens ziemlich interessant!

Die Welt: Was ist daran interessant?

Reyle: Mit dem Debakel im Atelier direkt konfrontiert zu sein – ohne dass mich jemand vorwarnt. Und direkt darauf zu reagieren, ohne dass mich jemand zurückhält. Das war in den Jahren zuvor anders.

Die Welt: Nach dem Maschinellen erscheint die Spur des Handwerklichen wieder prägend. Das individuell Imperfekte. War das eine spontane Idee oder eine reflektierte Entscheidung?

Reyle: Eigentlich kam ich darauf zurück durch die Kooperation mit Franz West. Durch ihn wurde mir wieder klar, was im Spontanen, Skizzenhaften und Unfertigen alles möglich ist. Dieser Teil der künstlerischen Arbeit war mir mehr und mehr abhanden gekommen. Durch Franz habe ich das wiederentdeckt und sehe darin eine eigene Qualität.

Die Welt: Picasso, Braque, Derain – welcher Keramik Künstler hat Sie am meisten inspiriert?

Reyle: Weder noch – es ist die Industriekeramik der 70er Jahre – Made in West Germany.

Lesen Sie alles Wichtige rund um Wirtschaft – im täglichen **Newsletter** der WELT.

JETZT BESTELLEN

© Axel Springer SE. Alle Rechte vorbehalten.

© Axel Springer SE

Die WELT als ePaper: Die vollständige Ausgabe steht Ihnen bereits am Vorabend zur Verfügung – so sind Sie immer hochaktuell informiert. Weitere Informationen: <http://epaper.welt.de>

Der Kurz-Link dieses Artikels lautet: <https://www.welt.de/156760334>